

ISALIE NORDSKOV



# NORDBEBEN

BITTERSÜSS  
WEHRLOS

Alle in diesem Buch geschilderten Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit real existierenden Personen, Unternehmen und Vereinigungen sind zufällig und nicht beabsichtigt.

# Inhaltsverzeichnis

KAPITEL 1  
KAPITEL 2  
KAPITEL 3  
KAPITEL 4  
KAPITEL 5  
KAPITEL 6  
KAPITEL 7  
KAPITEL 8  
KAPITEL 9  
KAPITEL 10  
KAPITEL 11  
KAPITEL 12  
KAPITEL 13  
KAPITEL 14  
KAPITEL 15  
KAPITEL 16  
KAPITEL 17  
KAPITEL 18  
KAPITEL 19  
KAPITEL 20  
KAPITEL 21  
KAPITEL 22

## KAPITEL 1

Die Sonne stand im Zenit und brannte auf meine winterblasse Haut. Ich scherte mich nicht darum, dass ich einen Sonnenbrand riskierte, denn ich brauchte jetzt dieses Gefühl von Wärme, das sich durch meine Haut den Weg in mein Inneres bahnte.

Im Hintergrund hörte ich Jonas und Maik jauchzen. Ich konnte mich an kein einziges Familienfest erinnern, bei dem meine idiotischen Brüder nicht damit beschäftigt gewesen waren, die Blumenbeete meiner Mutter mit ihren grauenhaften Fußballkünsten zu bedrohen. Abgesehen von Weihnachten natürlich. Da fürchteten eher die Menschen in Schneeball-Reichweite um ihr Leben, wohingegen die Natur von einer dicken weißen Decke geschützt war.

»Nicht so nah an meine Rosen, Jungs!«, hörte ich meine Mutter prompt schimpfen. Sie saß am Gartentisch und las in einem Klatsch-Blatt. Ich hatte mich schon oft gefragt, was Menschen reizte, sich den offensichtlich überspitzten Tratsch über Prominente und Mächtegern-Promis reinzuziehen.

Links neben mir im Liegestuhl lag meine beste Freundin Anna. Ihre rechte Hand war verziert mit wunderschönen Henna-Malereien. Auch meine Hand schmückten diese Verzierungen, aber sie waren bereits dabei, zu verblassen.

Vor ein paar Wochen hatten wir angefangen, uns in der Schule mit Henna-Farbstiften Hände und Arme zu bemalen – das war gerade voll im Trend. Irgendwann war Anna sogar dazu übergegangen, nicht mehr nur fantasievolle Schnörkeleien zu zeichnen, sie entwarf nun richtige Gemälde. Besonders gut gefielen mir die Vögel, die sie

malte. Sie vermittelten ein Gefühl von Freiheit, das mich irgendwie berührte.

Einmal hatte Anna mir zwei dunkle Amseln aufs Handgelenk gemalt und gesagt: »Das sind du und ich. Irgendwann fliegen wir beide los und erobern gemeinsam die Welt.«

Diese Idee hatte mir so gut gefallen, dass die beiden Vögel nicht mehr wegzudenken waren, solange die Henna-Phase dauerte. Und wir planten tatsächlich insgeheim, nach der Schule via Work and Travel zusammen die Welt zu erkunden. Unseren Eltern verrieteten wir lieber noch nichts davon, die würden nicht sonderlich begeistert sein.

»Isst jemand ein Nackensteak?«, rief mein Vater, der hinter dem Grill stand und gerade dabei war, das Fleisch über der Glut zu drapieren. Gelegentlich musste er sich dabei vor Fehlpässen meiner Brüder in Acht nehmen, doch man hörte nie ein negatives Wort aus seinem Mund. Im Gegenteil, stets kommentierte er ihr albernes Treiben mit wohlwollender Zustimmung.

Wie liebte ich dieses Leben doch. Um mich herum waren all die Menschen, die mir so viel bedeuteten. Nur einer fehlte ... Helge. Gerade wollte ich mich nach ihm umschaun, als er lächelnd aus der Terrassentür trat. In seinen Händen trug er etwas, das ich erst beim Näherkommen erkannte.

»Ihr verderbt euch noch den Appetit«, schallten die mahnenden Worte meiner Mutter abermals an mein Ohr.

»Ist doch nur Wassereis«, beruhigte ich sie und schenkte meinem Freund ein Lächeln, das er mit aller Wärme erwiderte, bevor er Anna und mir ein Eis am Stiel reichte und zu meiner Rechten Platz nahm.

Besser konnte mein Leben nicht werden. Ich hatte meine Familie bei mir, meine neue beste Freundin saß links von mir und in der rechten Hand hielt ich die Hand meines festen Freunds, während ich in der Ostersonne mein Wassereis genoss.

»Alles wird gut«, flüsterte eine tiefe Stimme in mein Ohr. Ich erschrak und drehte mich um, doch es war niemand zu sehen. Als ich den Blick zurück zu meiner Familie wandte, dämmerte mir langsam, woher diese Stimme gekommen war. Doch ich war eigentlich noch nicht bereit, zu gehen. *Was hätte ich darum gegeben, in diesem Moment mit all meinen Lieben zu verharren?* Ich wollte diesen Ort, an dem ich mich so wohl und sicher fühlte, nie wieder verlassen. Doch hatte ich eine Wahl? Irgendwann musste ich meine glückliche Erinnerung loslassen und mich der Realität stellen.

Gerade erst hatte ich mich bereiterklärt, mich der Welt zu öffnen, die sich mir vor Kurzem auf recht schonungslose Weise offenbart hatte. Ich hatte Tarjos zu dieser Gartenparty seiner Freunde begleitet, um der Wahrheit endlich ins Auge zu blicken. Ich war bereit gewesen, meine eigene Vorstellung von der Welt um diesen bisher gut verborgenen Teil zu erweitern, die Tatsachen zu akzeptieren und in der wirklichen Wirklichkeit zu leben. *Und jetzt das!* Kaum betrat ich das neue Leben, brach meine alte Welt förmlich hinter mir zusammen.

Dass meine neue beste Freundin Julie wie all die anderen Gäste auf dieser Party Blut trinken musste, um zu überleben, hatte ich längst akzeptiert. Es machte mir nichts mehr aus, im Gegenteil, ich wollte mehr über sie erfahren. Doch statt Antworten türmten sich immer noch mehr Fragen auf. Es hatte mich sehr viel Kraft gekostet, die Besonderheit von Julie und Tarjos nicht mehr zu fürchten und sie anzunehmen, als mir klargemacht wurde, dass der eigentliche Schrecken längst Teil meines Lebens war. Eine Verschwörung war im Gange und zu allem Übel schien Frederik, mein Chef in dem Café, in dem ich nebenbei jobbte, ein Teil davon zu sein.

Das wollte einfach nicht in meinen Kopf gehen. Wie konnte jemand, den ich als so freundlich und gut kennengelernt hatte, so ein falsches Spiel spielen?

»Ich werde noch irre«, flüsterte ich und traute mich immer noch nicht, meine Augen zu öffnen. Denn dann würde ich der Realität ins Auge blicken müssen, dann gäbe es kein Zurück mehr.

»Ich weiß«, hörte ich Tarjos wieder flüstern und spürte seine starken Arme, die mich umklammerten und mir ein Gefühl von Geborgenheit verschafften, das mir seit Monaten fehlte. »So würde es jedem gehen. Und manch einem ist es schon so ergangen«, fügte er hinzu.

»Ich weiß gar nicht, woran ich noch glauben soll«, murmelte ich gedankenversunken und ignorierte, dass es vielleicht unpassend war, ausgerechnet Tarjos mein Herz auszuschütten, wo unser Verhältnis in den vergangenen Wochen so angespannt und kompliziert gewesen war. »Es ist einfach alles zu viel.«

Einen Moment lang blieb es still. Tarjos schien nachzudenken. Dann antwortete er: »Da musst du jetzt durch. Ich fürchte, es gibt kein Zurück.« Seine Stimme klang ruhig.

»Ich weiß nicht, wie viel ich noch ertragen kann«, gestand ich.

»Aber deswegen bist du doch hier. Weil du entschieden hast, alles zu erfahren.«

Ich brauchte einen Moment, um die Worte aufzunehmen, mein Kopf hatte große Schwierigkeiten, die Dinge zu verarbeiten. Das musste die Vorstufe des Wahnsinns sein, der nach mir griff.

»Da wusste ich ja noch nicht, dass auch die Menschen-Menschen um mich herum böse sind«, versuchte ich irgendwann meiner Verwirrung Ausdruck zu verleihen.

»Okay. Solange *wir* die Bösen sind, kannst du damit leben? Weil das so schön in dein naives Weltbild passt?« Tarjos' Stimme klang verärgert.

Nicht auch das noch. Nicht auch noch diese Konfrontation. Das ertrug ich jetzt nicht. Statt zu antworten, versuchte ich

also angestrengt weiter über das nachzudenken, was gerade alles passiert war.

Nach einigen Minuten des Schweigens, in denen ich krampfhaft bemüht gewesen war, nicht wahnsinnig zu werden und stattdessen die Erkenntnisse in meinem Kopf zu sortieren, dämmerte mir, dass Tarjos Recht hatte. Wir wussten beide, dass ich es mir zu einfach machte. Aber es war gerade nicht nur eine neue Welt neben mir entstanden, meine alte Welt war im nächsten Moment regelrecht zerstört worden. Welcher verrückten Seite gehörte ich denn nun an?

»Entschuldige. Ich weiß, das ist blöd. Ich weiß nur nicht mehr, was richtig und was falsch ist. Wer gut und wer schlecht ist.«

»Das kann ich mir vorstellen«, entgegnete Tarjos. »Mir war von Anfang an klar, dass du nicht die Richtige dafür bist.«

*Was wollte er denn damit nun wieder sagen? Wieso musste er ausgerechnet jetzt verletzend werden?* Gerade jetzt, wo ich das Gefühl hatte, unser Verhältnis würde sich bessern und ich könnte ihm vertrauen. Ich versuchte mich von ihm wegzudrücken, doch er hielt mich fest.

»Menschen sind lernfähig«, murmelte er, als wollte er damit seine vorangegangene Gemeinheit abschwächen.

»Na, danke für dein Vertrauen«, schnaubte ich etwas zu zynisch und immer noch verärgert.

Doch dann überraschte Tarjos mich wieder einmal.

»Ich vertraue dir wirklich.« Seine Stimme klang ehrlich.

Und ich wusste, dass dies die Wahrheit war. Andernfalls hätte er mich nicht mit in seine Welt genommen.

Wieder vergingen Minuten, in denen wir ausschließlich dasaßen und aufs Wasser starrten. Es fühlte sich merkwürdig an, Tarjos so nah bei mir zu spüren. Einerseits waren wir uns so fremd, andererseits empfand ich zum ersten Mal seit Wochen einen festen Halt.

»Also, dann klär mich auf!«, forderte ich schließlich. »Und lass nichts aus, noch mehr Überraschungen ertrage ich



nicht.«

»Bist du sicher? Wir können auch ein anderes Mal darüber sprechen.«

»Absolut sicher. Ich muss es jetzt wissen. Ich muss mich dem stellen«, bat ich ihn erneut, endlich reinen Tisch zu machen.

»Wo soll ich anfangen?«

»Na, wie wär's mit Frederik, meinem Chef?«

Ich weiß nicht, wie lange wir so dasaßen und sprachen. Es dämmerte bereits, als ich endlich das Gefühl hatte, für heute genug erfahren zu haben. Tarjos hatte mir erklärt, dass die dänische Regierung anscheinend Kenntnis davon erlangt hatte, dass es eine Gruppe Menschen gab, die darauf angewiesen war, Blut von anderen Menschen zu trinken. In Regierungskreisen hatte sich eine Vereinigung gebildet, die versuchte, an Informationen zu gelangen. Sie hatten eine Art Forschungsinstitut eingerichtet, das nach Tarjos' Aussage eher einem Gefängnis glich und in dem Tests gegen den Willen der Menschen durchgeführt wurden. Frederik schien Teil dieser Einheit zu sein und ihnen Informationen zu liefern. Und das Schlimmste von allem: Vermutlich hielten diese Leute Henrik fest.

»Wie können die das mit ihm denn herausgefunden haben?«, fragte ich besorgt.

»Keine Ahnung. Vieles von dem, was wir zu wissen glauben, basiert auf Spekulationen und wenig vertrauenswürdigen Berichten. Vielleicht ist er beim Bluttrinken erwischt oder von jemandem verraten worden.«

»Aber das können die doch nicht einfach machen!«, protestierte ich vehement. »Da muss doch irgendjemand etwas gegen unternehmen.«

»Was sollen wir denn bitte machen?«

Ich hatte keine Antwort auf diese Frage. Das Gefühl unendlicher Machtlosigkeit übermannte mich. Niemand hier wusste genau, was wirklich vor sich ging und wie viel die

anderen Menschen wussten. Geschweige denn, was sie vorhatten. Aber das konnte nichts Gutes sein.

So langsam verstand ich Kristians Reaktion, der auf mich losgegangen war, als er gehört hatte, dass ich bei Frederik im Café arbeitete. Ich hätte mich vermutlich ähnlich verhalten.

»Der kriegt sich schon wieder ein«, sagte Tarjos, während er mir die Hand reichte, damit ich mich vom Boden aufrappeln konnte. Es sah mit Sicherheit besonders elegant aus, wie ich versuchte, wieder auf meine wackeligen Beine zu kommen.

Inzwischen waren fast alle Gäste gegangen. Ein paar standen noch am Grill, nicht um etwas zu essen, sondern um ihre Finger über der heißen Glut zu wärmen. Ich hatte die Kälte um mich herum bisher kaum wahrgenommen. Erst jetzt, als ich die Leute um den Grill herum stehen sah, fing auch ich an zu bibbern.

»Lass uns gehen!«, forderte Tarjos.

Ich hatte absolut nichts dagegen.

»War schön, dich kennengelernt zu haben«, sagte Tine. »Und wenn du noch Fragen hast, können wir uns gerne einmal treffen.«

»Vielen Dank, das weiß ich wirklich zu schätzen«, entgegnete ich. »Und entschuldige, dass ich eure Party ruiniert habe.«

»Ach Quatsch, so läuft das manchmal bei uns. Vor allem, wenn Tarjos dabei ist«, witzelte sie.

»Red' nicht so einen Unsinn!«, kommentierte er grimmig, doch Tine und ich lachten bloß.

Wir hatten uns gerade wenige Meter aus dem Garten entfernt und waren die Straße zurückgegangen, auf der wir vor einigen Stunden hergekommen waren, als mein Magen unüberhörbar knurrte. Doch anstatt einen dummen Spruch

loszulassen, sagte Tarjos bloß: »Ich könnte langsam auch etwas zu essen vertragen.«

Ich fragte mich, wo man um diese Uhrzeit und in dieser Gegend wohl etwas herkriegen mochte, und als hätte er meine Gedanken gelesen, fragte er: »Was hältst du von Pizza?«

»Perfekt!«

»Dann lass uns zu mir gehen und Pizza bestellen, sind nur ein paar Minuten zu Fuß.«

Tarjos' Vorschlag überraschte mich. Was wollten wir denn bei ihm zuhause? Ich hatte ein komisches Gefühl bei der Sache. Es war immerhin Tarjos, der mich in seine Wohnung einlud. Klar, wir waren uns in den letzten Stunden auf eine schräge Weise nähergekommen, aber der Gedanke daran, alleine mit Tarjos in seiner Wohnung zu sein, löste Unbehagen in mir aus.

»Musst du erst noch jemanden um Erlaubnis fragen?«, wollte er wissen, als meine Reaktion auf sich warten ließ.

»Natürlich nicht«, antwortete ich. »Aber vielleicht sollte ich langsam mal zusehen, dass ich nach Hause komme.«

»Wenn du willst, kann ich dich anschließend fahren, mein Auto steht direkt vor der Tür.«

Sein Angebot klang reizvoll. Immerhin hatte ich reichlich wenig Lust, mich jetzt noch in die U-Bahn zu setzen und allein den Heimweg anzutreten. Dennoch dachte ich kurz darüber nach, ob das wirklich eine gute Idee war. Ich meine, die Vorstellung, neben Tarjos auf dem Sofa zu sitzen und Pizza zu essen, war irgendwie absurd. Aber was sollte passieren? Irgendwie vertraute ich diesem Mann, auch wenn der Gedanke an das Alleinsein mit ihm gemischte Gefühle in mir auslöste.

Schließlich siegte mein Hungergefühl und ich willigte ein. Wenn man mal ehrlich war, war der ganze Abend surreal gewesen, da spielte das Folgende auch keine Rolle mehr.

»Aber nur, wenn du versprichst, die Finger von mir zu lassen«, ergänzte ich schnell.

»Ich tue nichts, was du nicht willst«, versprach er.

Und da war es wieder, dieses Gefühl von Aufregung und Enttäuschung zugleich.

»Du kannst die Schuhe mit reinnehmen«, sagte Tarjos, als ich sie im Hausflur auszog, aber es machte mir nichts aus, meine Schuhe dort stehen zu lassen. Es würde sie schon keiner stehlen.

Ohne mir die Wohnung zu zeigen, führte Tarjos mich in sein Wohnzimmer und befahl mir, auf dem schwarzen Ledersofa in der Mitte des Raums Platz zu nehmen. Er verschwand kurz auf dem Flur, was mir Zeit gab, mich flüchtig umzusehen.

Das Zimmer war extrem aufgeräumt, es wirkte fast klinisch rein. Auf dem schwarzen Sideboard, dem Flachbildfernseher und dem kleinen Wohnzimmertisch direkt vor mir war nicht ein Körnchen Staub zu finden. Ich musste an seinen Wagen denken, der mir ebenfalls als überraschend sauber aufgefallen war. Auch die Blu-ray Discs im Regal über dem Fernseher standen so, als hätte man sie mit Lineal und Wasserwaage angeordnet. Nicht einmal bei meiner Oma - und sie hatte das Aufräumen geliebt - war alles so akkurat sortiert gewesen.

Wieder einmal wurde mir bewusst, dass ich den Mann, auf dessen Sofa ich gerade saß, überhaupt nicht kannte. Ich fragte mich kurz, ob er wohl eine Putzfrau hatte, die diese Ordnung für ihn herstellte. Aber schnell entschied ich, dass es wohl kaum eine Frau über längere Zeit mit ihm aushalten würde, also musste er es selbst gewesen sein. Doch es passte einfach nicht ins Bild, das ich von ihm hatte.

»Dafür, dass du dich ungern an Regeln hältst, ist es hier ganz schön ordentlich«, verschaffte ich meiner Verwunderung Ausdruck und versuchte, aus den Eindrücken schlau zu werden, als er wieder ins Wohnzimmer trat.

»Das eine hat mit dem anderen ja auch reichlich wenig zu tun«, sagte er nur und damit schien das Thema für ihn

abgehakt zu sein.

»Was hättest du gerne?«, wollte er wissen und setzte sich ans andere Ende der Couch, den Blick auf sein Handy gerichtet.

»Thunfisch«, sagte ich und wartete auf seine Reaktion. Die blieb aus. Stattdessen schien er uns über eine App Pizza zu bestellen, denn als er das Handy vor sich rechtwinklig auf den Tisch legte, auch mit Winkelmesser hätte man es nicht besser machen können, sagte er bloß: »Dauert etwa dreißig Minuten.«

Und da saßen wir nun, in Tarjos' Wohnung, auf Tarjos' Couch, lediglich durch wenige Sofakissen getrennt.

»Soll ich den Fernseher einschalten?«, fragte er und verhinderte damit, dass eine unangenehme Stille entstand.

»Meinetwegen. Ich richte mich ganz nach dir«, entgegnete ich und versuchte, meine Unsicherheit zu überspielen.

»Warum nicht gleich so?«, witzelte er und schnappte sich eine der Fernbedienungen. Erst jetzt sah ich, dass diese – es waren insgesamt drei an der Zahl – ebenfalls akkurat auf der Ablage unter dem Couchtisch nebeneinander angeordnet waren. Was wohl passieren würde, wenn eine davon verrutschte? Ich nahm mir vor, das bei Gelegenheit einmal zu testen.

Im Fernsehen lief wie immer nur Mist. Auch Tarjos war nicht begeistert vom Programm, ständig zappte er weiter. *War das auch für ihn eine seltsame Situation?* Allerdings konnte ich mir vorstellen, dass schon diverse Frauen hier auf diesem Sofa gesessen oder vielmehr gelegen hatten. Daraufhin fragte ich mich, wie sein Schlafzimmer aussah und wie viele Zimmer die Wohnung noch haben mochte. Und wie konnte man sich eine solche Lage in Kopenhagen überhaupt leisten? Es wirkte nicht so, als hätte er noch einen Mitbewohner.

»Verdient man gut an der Uni als Doktorand?«, versuchte ich ihn in ein Gespräch zu verwickeln.

»Kommt immer drauf an«, antwortete er. Und als er sah, dass mir die Antwort nicht genügte, fügte er hinzu: »Es kommt darauf an, ob man ein Stipendium hat oder nicht. Außerdem arbeiten viele parallel als wissenschaftliche Mitarbeiter. Da verdient man nicht die Welt, aber wenn man beides hat, reicht es auf jeden Fall.«

»Ah okay«, bedankte ich mich für die Antwort. »Und worüber schreibst du deine Arbeit?«

»Snorri Sturlusons Einfluss auf die Gesellschaft des 13. und 14. Jahrhunderts.« Er antwortete, ohne den Blick vom Fernseher zu lösen.

»Ach herrje!«, entwischte es mir.

»Nicht ganz dein Ding, was?«, entgegnete Tarjos spöttisch.

Er hatte Recht. Ich hatte mich an der Kieler Uni zwei Semester lang mit der Snorra-Edda befassen müssen, einer Art Handbuch für Skalden, die der Herr Sturluson verfasst hatte. Am Anfang hatte ich es noch als recht amüsant empfunden, irgendwann hing es mir jedoch zum Hals heraus.

»Wie kamst du auf das Thema?«, ließ ich nicht locker und erntete dafür endlich einen genervten Blick.

»Du bist ganz schön neugierig«, stellte Tarjos fest.

»Entschuldige.« Ich wollte seine Laune nicht verderben.

»Es ergab sich einfach. Als geborener Isländer empfand ich es als passend, mich mit meiner Geschichte zu beschäftigen.«

»Oh, das wusste ich nicht«, gestand ich überrascht.

»Du weißt so einiges nicht, wie mir scheint.« Er grinste, den Blick wieder auf den Fernseher gerichtet.

»Woher auch?«, gab ich zurück.

Daraufhin schnappte er sich die Fernbedienung und schaltete den Fernseher auf stumm.

»Was möchtest du noch wissen?« Tarjos drehte sich zu mir und schaute mich an, was mich im ersten Moment irritierte.

Es war mir schon immer schwergefallen, zu denken, wenn man mich auf diese Art anstarrte.

Dann fiel mir jedoch eine der Fragen ein, die ich Tine hatte stellen wollen, kurz bevor Kristian so ausgetickt war.

»Was hat es mit euren Zähnen auf sich?«

Tarjos sah mich verwirrt an. »Was meinst du?«

»Na, ihr habt ja offensichtlich keine Reißzähne, wie man sie aus Vampir-Filmen kennt. Und trotzdem hast du mich damals gebissen und es hat sofort angefangen zu bluten.«

»Ach so.« Er verstand meine Frage schließlich und grinste. »Das ist ein Geheimnis.«

»Na toll«, schmolte ich, was ihn noch mehr amüsierte.

»Willst du es wirklich wissen?«, fragte er beschwichtigend. »Dann musst du aber näher kommen!«

Das hatte ich jetzt davon. Entweder konnte ich *nein* sagen und dann blieb es weiterhin ein Rätsel oder ich konnte seiner Forderung nachgeben und mich in die Höhle des Löwen begeben.

»Sag mir erst, was du vorhast!«, forderte ich.

»Ich zeige dir, was es mit meinen Zähnen auf sich hat«, antwortete er, was mir nicht wirklich weiterhalf.

»Also willst du mich wieder beißen?«

»Jein, du wirst schon sehen! Dir passiert nichts, versprochen.«

Ich entschied, dass ich keine Lust mehr auf Geheimnisse und Rätsel hatte, und rückte näher an ihn heran.

»So. Und jetzt?«

»Gib mir deinen Finger!«, befahl er mir.

Etwas zögerlich reichte ich ihm meine Hand, er nahm meinen Zeigefinger und führte ihn zu seinem Mund, woraufhin ich die Hand reflexartig wieder zurückzog.

»Sei nicht so ein Feigling!«, sagte er grinsend. »Ich beiße dir schon nicht den Finger ab.«

»Sonst verklag ich dich auch«, versuchte ich die verdammt merkwürdige Situation zu überspielen und hielt ihm erneut meine Hand hin.

Sein Griff war dieses Mal fester, vermutlich wollte er verhindern, dass ich ein zweites Mal Reißaus nahm. Er führte meinen Finger an seinen Mund.

»Pass auf!«, sagte er und fuhr mit der Fingerkuppe über seinen linken Eckzahn. Es passierte nichts. Kein Blut war zu sehen. Und der Zahn fühlte sich, soweit ich das beurteilen konnte, ganz normal an. Aber ich hatte auch noch nicht viele Zähne auf so merkwürdige Art und Weise berührt. Genau genommen nicht einen. Noch während ich darüber nachdachte, wie seltsam es war, jemandem den Finger in den Mund zu stecken und seine Zähne anzufassen, sagte er ein zweites Mal, dass ich aufpassen solle, und führte meinen Finger nun an seinen rechten Eckzahn, woraufhin ich augenblicklich ein kleines Pieken verspürte und meine Fingerkuppe leicht zu bluten begann.

»Was war das?«, fragte ich irritiert, denn sein rechter Zahn sah genauso aus wie der linke.

Ich starrte auf das Blut auf meinem Zeigefinger. Der Blutstropfen füllte sich langsam, schnell suchte ich nach etwas in meiner Hosentasche, was das Blut aufhalten konnte. Doch ich fand nichts.

»Hast du ein Taschentuch?«, fragte ich Tarjos, während das Blut meinen Finger hinunterlief.

»Brauchst du nicht, das hört gleich wieder auf.«

»Aber bis dahin habe ich hier alles eingesaut«, konterte ich.

»Stell dich nicht so an!«, sagte er, griff ein weiteres Mal nach meinem Finger und leckte das Blut ab.

Es ging so schnell, dass ich nicht in der Lage war, es zu verhindern. Seine Zunge an meinem Finger löste sofort ein aufregendes Kribbeln in meinem Bauch aus. Das war die merkwürdigste Situation, die ich je erlebt hatte, den Besuch an Julies Krankenbett miteingeschlossen. Die Tatsache, dass Tarjos meinen blutigen Finger in seinen Mund nahm und ableckte, war absurd, gleichzeitig machte es mich irgendwie



scharf, seine warme, weiche Zunge an meiner Haut zu spüren.

»Siehst du, alles wieder gut«, murmelte er und ließ meine Hand los.

Ich starrte auf meinen Finger. Tatsächlich war nur ein minimaler Schnitt zu sehen und es blutete nicht mehr. Inzwischen hatte Tarjos den Ton des Fernsehers wieder eingeschaltet und verhielt sich, als wäre nichts Ungewöhnliches geschehen. Für ihn mochte es ja völlig normal sein, sich so zu benehmen, aber für mich war es das definitiv nicht.

»Habt ihr immer das Bedürfnis, Blut zu trinken, wenn ihr welches seht?«, erkundigte ich mich, ohne über diese Frage nachgedacht zu haben.

»Nicht wirklich. Vielleicht, wenn man ewig nichts getrunken hat. Aber es ist nicht so, dass man dann zur Bestie wird, falls du das meinst.«

Ja, das hatte ich gemeint.

»Und schmeckt das nicht eklig?«, wollte ich wissen. Mir wurde schon schlecht, wenn ich nach dem Zähneputzen einmal Zahnfleischbluten bekam.

»Vermutlich schon. Keine Ahnung. Irgendwie gehört es ja dazu, deshalb habe ich keine Abneigung dagegen. Allerdings würde ich es auch nicht unbedingt als Genussmittel bezeichnen.«

»Also war das für dich jetzt gerade nicht das reinste Vergnügen?«, hakte ich nach und hob meinen minimal verwundeten Zeigefinger demonstrativ in die Luft.

»Das Vergnügen entsteht nicht unbedingt über den Geschmack des Blutes«, erklärte er. »*Dich* zu schmecken, bereitet Vergnügen.«

Er musste diese Worte gar nicht zu Ende aussprechen, da fühlte ich schon ein leichtes Zucken in meinem Unterleib. Mir wurde am ganzen Körper warm, meine Wangen erröteten. Tarjos nahm kein Blatt vor den Mund und das machte mich wieder einmal unglaublich scharf. Jedoch

versuchte ich, mir nichts anmerken zu lassen. Dann fiel mir auf, dass er gar nicht erklärt hatte, warum mein Finger erst beim zweiten Mal zu bluten begonnen hatte.

»Einige von uns haben evolutionsbedingt einen Schneide- oder Eckzahn, der scharf oder spitz genug ist, um durch die Haut zu kommen. Meistens sehen die gar nicht anders aus als gewöhnliche Zähne«, erklärte Tarjos.

»Einige von euch also. Und was ist mit den Übrigen?«

»Die müssen sich anderweitig behelfen. Spitze Gegenstände, Klingen, was auch immer. Einige übertreiben es und lassen sich beim Spezialisten die Zähne schärfen oder hinter dem Zahn etwas implantieren, das diesen Zweck erfüllt. Das hat dann aber oftmals zur Folge, dass sie sich selbst dauernd die Zunge aufschneiden. Kein schöner Anblick, wenn du mich fragst.«

Tarjos' Erklärungen wurden vom Klingeln an der Tür unterbrochen. Er stand auf und nahm die Pizzen entgegen.

»Was bekommst du?«, fragte ich.

»Gar nichts«, sagte er bloß.

»Du musst mich wirklich nicht einladen«, versuchte ich es erneut, doch er ließ sich nicht darauf ein.

Tarjos setzte sich mit seinem Pizzakarton neben mich und zappte wieder durchs TV-Programm, bis er bei der Show hängenblieb, die wir schon einmal zusammen geschaut hatten, als er für einige Zeit in meinem Zimmer auf den Trockner gewartet hatte.

Die Pizza schmeckte unglaublich gut. Lag mit Sicherheit daran, dass ich vollkommen unterzuckert war. Nach etwa der Hälfte bekam ich allerdings keinen Bissen mehr hinunter. Eigentlich gehörte ich nicht unbedingt zu den Mädels, die wie ein Spatz aßen. Aber mein Körper hatte in letzter Zeit ganz schön was mitgemacht, da war es nur verständlich, dass er nicht überfordert werden wollte. Und ich hörte darauf.

Irgendwie fühlte es sich gut an, neben Tarjos auf der Couch zu sitzen, beklopfte Dating-Shows zu schauen und

Pizza zu essen, als wäre es das Normalste der Welt. Er wirkte ebenfalls recht zufrieden. Seine Kommentare über die Kandidaten waren äußerst amüsan. Es war angenehm, zur Abwechslung einmal nicht das Ziel seiner spitzen Bemerkungen zu sein. *Würde sich das jemals ändern?* Immerhin kamen wir uns nach und nach näher, nicht unbedingt auf körperlicher Ebene, aber er wirkte viel offener und gelassener, als ich ihn bisher erlebt hatte.

»Bist du eigentlich schon immer so, wie soll ich sagen ...«, ich suchte nach dem passenden Wort, »so übelgesinnt gewesen? Oder gibt es einen Grund für deine griesgrämige Art?«, fragte ich und versuchte dabei nicht allzu beleidigend zu klingen.

Tarjos schaute mich verwundert an.

»Griesgrämig?«, fragte er und runzelte die Stirn. »Das klingt nach alten Weibern.«

Ich musste lachen über diesen Vergleich. Ein bisschen hatte er Recht damit.

»Also, du weißt ja selbst, dass du dich oft wie ein Arsch benimmst. Das meine ich. Wieso ist das so?«, wählte ich klarere Worte.

»Warum denn nicht?«

Was war das denn für eine Antwort?

»Na, weil das Leben vielleicht so viel schöner wäre, wenn man nicht jeden Menschen um sich herum verschrecken würde«, versuchte ich meine Frage zu rechtfertigen.

Er nahm das letzte Stück Pizza aus dem Karton und legte ihn zur Seite.

»Klingt langweilig«, sagte er und biss ab, doch ich merkte, dass ich mit meiner Frage einen wunden Punkt getroffen hatte. Daher ließ ich es auf sich beruhen. Fürs Erste.

Mir war klar, dass ich ihn niemals ändern konnte, und das wollte ich auch gar nicht. Aber vielleicht konnte ich irgendwann einmal verstehen, warum er so war, wie er nun einmal war. Auch wenn das vielleicht nichts besser machte.

Tarjos hielt Wort und fuhr mich nach Hause. Ein wenig verletzte es mich, dass er nicht einmal gefragt hatte, ob ich bei ihm übernachten wollte. Natürlich hätte ich abgelehnt. Aber zumindest fragen hätte er ja können. Wobei es vielleicht das Beste war. Wir wollten im Grunde genommen ja nichts weiter voneinander.

Da waren wir uns einig, glaubte ich wenigstens.

## KAPITEL 2

**A**m nächsten Tag erzählte ich Julie von den Ereignissen des gestrigen Tages. Natürlich ließ ich meinen Besuch bei Tarjos aus. Langsam fragte ich mich, ob ich ihr nicht einfach sagen sollte, dass Tarjos und ich uns vor einiger Zeit einmal nähergekommen waren. Aber irgendwie hatte ich Angst davor, wie sie reagieren würde. Vielleicht hielt sie mich dann für eine Schlampe oder sie wäre sauer, dass ich ihr so lange nichts erzählt hatte. Oder schlimmer, sie wäre traurig darüber. Und das wollte ich auf keinen Fall riskieren, jetzt, wo sie langsam ihre Lebenslust zurückerlangte.

»Ich kann das mit Frederik kaum glauben«, gestand Julie und ich konnte nur allzu gut nachvollziehen, wie sie sich fühlte. »Hast du nicht erzählt, er habe diverse Auszeichnungen für sein ehrenamtliches Engagement erhalten?«

»Ganz genau. Aber wie es scheint, beliefert er nicht selbstlos Obdachlose mit den übrig gebliebenen Lebensmitteln, sondern das Gefängnis. Und allem Anschein nach ist er nicht der Einzige, der das tut.«

»Das ist widerlich«, sagte Julie und ich stimmte ihr zu. »Vor allem, dass das Ganze unter dem Deckmantel des ehrenamtlichen Engagements läuft. Echt abartig.«

»Stimmt. Und so muss die Regierung keine offiziellen Mittel aufbringen, um die Inhaftierten zu versorgen. Das könnte ja Fragen aufwerfen.«

»Und was machst du jetzt? Wirst du kündigen?«, wollte Julie wissen und lenkte damit ab von der Verschwörungstheorie, die ihr sicherlich große Angst machte.

Das war eine sehr gute Frage. Darüber hatte ich mir in dem ganzen Trubel überhaupt keine Gedanken gemacht.

»Ich weiß nicht, was das Schlauste ist. Eigentlich habe ich keine große Lust, dort weiterhin zu arbeiten.«

»Am besten fragen wir mal Tarjos, was er dazu meint«, schlug Julie vor. Und zu ihrem Erstaunen war ich zum ersten Mal auf Anhieb einverstanden, ihn um Rat zu bitten. Wen hätte ich auch sonst ansprechen sollen? Er war der Einzige in unserem Umfeld, der den Überblick über alles zu haben schien.

In diesem Augenblick wurde mir klar, wie verändert meine Sicht auf die Dinge – und die Personen – plötzlich war. Noch vor einigen Wochen war Tarjos derjenige gewesen, den ich um alles auf der Welt zu meiden versuchte. Er war derjenige, der meine Welt ins Wanken gebracht hatte und sie irgendwann einstürzen ließ. Mittlerweile hatte sich das ins Gegenteil gekehrt. Mittlerweile war er sogar derjenige, der mir die Welt, in der wir lebten, zu erklären vermochte. Er war der Einzige, bei dem ich den nötigen Halt gefunden hatte, um nicht wahnsinnig zu werden.

Wie seltsam das Leben doch manchmal spielte. Und wie unbefriedigend, wenn nicht sogar angsteinflößend die Erkenntnis doch war, dass man als einzelner so wenig Einfluss auf sein Leben, auf seine Welt hatte.

»Ich schreibe ihm gleich mal«, riss Julie mich aus meinen philosophischen Gedanken.

Ich konnte gar nicht so schnell reagieren, da hatte sie bereits eine Antwort erhalten und sagte: »Er trifft sich heute Mittag mit uns vor der Mensa, dann können wir das bequatschen.«

Mein Seminar an diesem Vormittag wollte einfach nicht vorübergehen. Ich erwischte mich irgendwann sogar dabei, wie ich in Gedanken alle Pro- und Kontraargumente zu der Frage erörterte, ob ich bei Frederik bleiben sollte oder nicht. Letzten Endes überwog keine Seite deutlich, daher war ich

umso erleichterter, dass mir jemand bei der Entscheidung helfen würde. Auch wenn es Tarjos war.

Zu meinem Erstaunen begrüßte er nicht nur Julie mit einer Umarmung, sondern mich gleich mit. Julies verschmitztes Grinsen sprach Bände, auch Tarjos entging das nicht.

»Reiß dich zusammen!«, drohte er ihr gespielt.

Ich fragte mich, ob er ihr überhaupt jemals wegen etwas böse sein konnte. Sie wirkten fast wie Bruder und Schwester, wie sie miteinander umgingen. Einerseits waren sie so verschieden, wie es überhaupt nur sein konnte, andererseits spürte man bei jeder Begegnung, dass die beiden etwas verband. Es musste ein schönes Gefühl sein, jemanden zu haben, auf den man sich immer verlassen konnte.

Wir setzten uns auf die Wiese hinter der Mensa. Alles blühte um uns herum so wundervoll und ich nahm mir vor, morgen für die Mittagspause eine Decke mitzunehmen, sodass ich mich hier draußen entspannen konnte, anstatt in der bei den steigenden Temperaturen überaus muffigen Mensa zu hocken.

»Also, natürlich ist es deine Entscheidung«, fing Tarjos ohne große Umschweife an, als Julie endlich mal einen Punkt gesetzt hatte. »Aber wir denken, dass es besser wäre, wenn du versuchst, dich unauffällig zu verhalten, und dort weiter deiner Arbeit nachgehst, bis wir mehr wissen«, fügte er zu meinem Erstaunen hinzu.

»Wir?«, fragte ich, und es war nicht das erste Mal, dass Tarjos von sich in der Mehrzahl sprach.

»Ja, ich habe vorhin mit Jette, also Frau Jansen, darüber gesprochen, und wir sind unabhängig voneinander zum gleichen Urteil gekommen.«

»Oh, okay«, antwortete ich bloß. Es war ein merkwürdiges Gefühl, zu wissen, dass auch eine Dozentin in das ganze Spektakel verstrickt war. Bisher hatte ich das relativ erfolgreich zu verdrängen versucht. Aber mit dieser Aussage

wusste ich, dass ich mich damit nun abfinden musste. Scheinbar war sie stets gut über alles informiert.

»Aber ist das nicht gefährlich?«, fragte Julie besorgt. Typisch, sie machte sich mal wieder mehr Gedanken um mich, als ich es selbst tat. Und darüber war ich froh, denn diese Frage war nicht unberechtigt.

»Das denke ich nicht. Frederik hat es ja nicht auf Eva abgesehen. Und soweit ich das beurteilen kann, scheint er überwiegend ahnungslos zu sein. In jedem Fall, was sie und uns betrifft.«

Tarjos' Antwort war nicht wirklich befriedigend.

»Ich weiß nicht. Ich glaube auch nicht, dass er mir irgendwas antun würde, aber ich habe bis gestern auch noch gedacht, dass er ein netter Typ ist«, gab ich zu.

»Man kann eben niemandem trauen«, konstatierte Tarjos mit einem Ton, der nach Verbitterung klang.

»Doch. Mir!«, protestierte Julie sofort und entlockte ihm damit ein flüchtiges Lächeln. »Und Eva auch. Und dir auch.«

Ich bekam sofort ein schlechtes Gewissen, weil ich sie anlog, was mein Verhältnis zu Tarjos anging, und ich fragte mich, ob es ihm ähnlich ging. Unauffällig versuchte ich seinen Blick zu deuten, doch ich konnte nichts Ungewöhnliches darin erkennen.

»Was meinst du eigentlich mit ›bis wir mehr wissen?‹«, hakte Julie noch einmal nach. Stimmt, das hatte mich auch verwundert.

»Ich darf natürlich nicht großartig darüber sprechen. Aber Frederik und die anderen Regierungsanhänger sind nicht die Einzigen, die ihre Fühler ausstrecken. Gut möglich, dass sich bald einiges ändert«, sagte Tarjos und blickte dabei keinen von uns beiden an. Sein Verhalten machte mir Angst.

Julie klang besorgt: »Wie meinst du das?«

»Ich sagte doch, dass ich nicht drüber reden kann. Verhaltet euch einfach unauffällig wie bisher. Das wäre das Beste für uns alle, denke ich. Es wird schon gutgehen, und



wenn es etwas Neues gibt, informiere ich euch«, versuchte Tarjos uns zu beruhigen, was ihm nur ansatzweise gelang.

Recht bald darauf verabschiedete er sich mit der offensichtlichen Ausrede, dass er noch etwas zu tun habe, bevor das nächste Seminar beginnen würde, und ließ Julie und mich allein auf der Wiese zurück. Es dauerte nicht lange und es kam, was da kommen musste.

»Siehst du!«, grinste sie schelmisch.

»Siehst du was?«, tat ich, als wüsste ich nicht längst, worauf sie hinauswollte.

»Er ist gar nicht so schlimm, wie du denkst«, sagte sie lächelnd.

Ich wusste nicht, was ich dazu sagen sollte. Recht geben wollte ich ihr nicht, aber komplett zu widersprechen war nun offensichtlich auch nicht mehr möglich.

»Na ja«, brachte ich hervor und lenkte schnell von diesem Thema ab.

Statt uns weiterhin über die beunruhigenden Neuigkeiten Gedanken zu machen, sprachen wir noch ein paar Minuten über eine Einsendaufgabe, die wir für Prof. Pálsson erledigen mussten, um zur Klausur am Ende des Semesters zugelassen zu werden. Schließlich verabschiedeten wir uns in dem Vorhaben, in zwei Stunden, nach dem Seminar, zusammen nach Hause zu fahren. Ausnahmsweise passte das einmal, da Julies letzte Vorlesung an diesem Tag ausfiel.

»Wollen wir dann irgendwas unternehmen, um das tolle Wetter zu nutzen?«, erkundigte sie sich.

»Klar, gerne, was schwebt dir vor?«

»Hm, fürs Freibad ist es vermutlich noch etwas zu kalt«, überlegte Julie laut.

»Hier gibt es ein Freibad?«, fragte ich erstaunt und versuchte mir auszumalen, wo man in dieser Stadt genügend Platz für so etwas finden könnte.

»Nein, nicht direkt, aber etwas außerhalb. Bei Taastrup zum Beispiel, kommt man aber auch ganz gut mit der Bahn hin. Oder wir fahren heute mal nach Amager an den Strand.

Wir müssen ja nicht baden gehen, nur etwas spazieren«, schlug sie vor.

»Klingt gut«, bestätigte ich ihren Vorschlag. Es freute mich, dass ich wieder mehr von der Umgebung zu sehen bekommen und damit etwas Abstand zu den einengenden Gefühlen der letzten Stunden bekommen würde.

Der Ausflug mit Julie tat wahnsinnig gut. Erst hatte ich die Befürchtung, dass der Strand zu versnobt sei, weil man zunächst einen riesigen Golfplatz erblickte, bevor man das Meer sah. Als wir jedoch das Wasser erreicht hatten, blies der salzige Meereswind alle Vorbehalte von dannen. In diesem Moment nahm ich mir vor, fortan immer in der Nähe des Meeres zu wohnen. Es würde alle bösen Gedanken von mir nehmen, wenn es mir wieder einmal schlechter gehen sollte.

Wir gingen eine ganze Weile schweigend nebeneinander her, blieben gelegentlich stehen, um den Ausblick in die endlose Weite zu genießen, bevor unsere Beine vom Laufen im lockeren Sand langsam müde wurden und wir kehrtmachten.

Auf dem Rückweg nahmen wir uns vom Imbiss des Golfplatzes etwas zu essen mit, das wir größtenteils schon in der Bahn verhafteten. Als wir schließlich zuhause angekommen waren, war es schon weit nach acht, wir mussten beide noch etwas für die Uni vorbereiten, also verabschiedeten wir uns voneinander und versprachen uns gegenseitig, diesen Ausflug möglichst bald zu wiederholen.

Am nächsten Tag konnte ich Torge nach dem Deutschseminar tatsächlich überreden, sich mit mir auf meiner extra mitgeschleppten Decke hinter der Mensa in der Sonne niederzulassen. Er hatte zwar eine kurze Hose an, aber seine Haut war so blass, dass ich befürchtete, er würde allein von der halben Stunde Sonnenbad einen Sonnenbrand bekommen.

»Willst du dir da vielleicht etwas drüberlegen?«, fragte ich besorgt.

»Bist du meine Mutter, oder was?«, murmelte er und schloss die Augen.

Eigentlich hatte ich gehofft, von ihm zu erfahren, was es Neues gab. Ich erinnerte mich, dass er auf der Party vor den Semesterferien ein Mädchen kennengelernt hatte, jedoch sprach er nie von ihr und es brannte mir unter den Nägeln, zu erfahren, was daraus geworden war.

Da ich mir dachte, dass es ohnehin nicht gut wäre, in der Mittagspause wegzudösen, wenn man anschließend noch etwas lernen sollte, sprach ich ihn einfach darauf an.

»Ach *die*, das war nix«, sagte er bloß und ließ mich mit weiteren Fragezeichen im Gesicht sitzen.

»Warum nicht?«, hakte ich nach.

Torge öffnete lediglich ein Auge und sah mich skeptisch an.

»Du bist gar nicht neugierig, was?«

»Entschuldige. Du erzählst halt immer so wenig.«

Er erkannte endlich, dass es keinen Sinn machte, weiter die Augen geschlossen zu halten, und setzte sich aufrecht neben mich.

»Weiß auch nicht, irgendwie war die komisch«, erlöste er mich schließlich. »Erst wollte sie, dass ich unbedingt an dem Abend mit zu ihr komme, zehn Minuten später hatte sie es sich aber anders überlegt.«

»Das ist wirklich merkwürdig«, bekräftigte ich sein Urteil.

»Redet ihr über mich?«, sagte eine dunkle Männerstimme hinter uns und setzte sich, ohne um Erlaubnis zu fragen, zu uns. Das konnte nur einer sein, ich erkannte seine Stimme sofort.

Torges Blick war ein Bild für die Götter. Eine Mischung aus Überraschung, Belustigung und Verachtung zugleich. Vermutlich wusste er selbst nicht, welches Gefühl überwog.

»Es dreht sich nicht alles immer um dich«, antwortete ich, selbst etwas überrascht über Tarjos' Verhalten. Ich fragte

mich, was er wohl wollte.

»Schade«, sagte er bloß. Und wie um noch einen draufzusetzen, machte er keine Anstalten, sein Erscheinen zu erklären, sondern streckte sich wie selbstverständlich auf dem kleinen Stück Decke neben mir der Länge nach gemütlich aus und sonnte sich in der warmen Frühsommerluft.

»Ich mach' mich dann mal auf den Weg«, sagte Torge, immer noch sichtlich verwirrt.

»Ist vielleicht keine schlechte Idee«, kommentierte Tarjos.

»Sei nicht so ein Arsch!«, raunte ich ihn an und wandte mich Torge zu: »Quatsch, du bleibst gefälligst. Wir müssen doch eh zusammen rüberlaufen.«

Torge warf mir einen skeptischen Blick zu. Zum ersten Mal, seit ich ihm begegnet war, sah man ihm an, dass er keine Ahnung hatte, wie er sich verhalten sollte. Aber woher auch, ich wusste es ja selbst nicht.

Was war das hier für eine verrückte Aktion? Da saß ich nun zwischen Torge auf der rechten und Tarjos auf der linken Seite, und keiner machte auch nur im Geringsten Anstalten, sich über irgendetwas zu unterhalten, um diese merkwürdige Situation aufzulockern.

Drei Minuten später hielt Torge es nicht mehr aus. »Ich habe ganz vergessen, dass ich noch einmal in den Buchshop muss, bevor der Kurs beginnt.«

Dieses Mal entschied ich, ihn ziehen zu lassen. Ich wollte ihn ja nicht quälen. Und so erfuhr ich vielleicht, was Tarjos von mir wollte.

Ich sah Torge nach, bis er, ohne sich noch einmal umzublicken, hinter dem Mensagebäude verschwunden war.

»Habt ihr was miteinander?«, fragte Tarjos gewohnt direkt.

»Torge und ich?«, prustete ich los.

»Ich glaube, er steht auf dich.«

»Ach Quatsch!«, widersprach ich vehement. Das konnte ich mir wirklich nicht vorstellen. Wir mochten uns zwar, aber mehr sicherlich nicht.

»Männer und Frauen können auch einfach nur befreundet sein, falls du das nicht wusstest«, erklärte ich Tarjos besserwisserisch.

»Ist das so?«, antwortete er, ohne die Augen zu öffnen.

»Auf jeden Fall.«

»Das ist doch langweilig.«

»Du wiederholst dich«, rutschte es mir heraus, da er genau das zu mir gesagt hatte, als ich ihn in seiner Wohnung auf seine griesgrämige Art angesprochen hatte.

»Ja, mag sein«, entgegnete er.

»Und sonst so?«, versuchte ich erneut den Grund für sein Erscheinen herauszufinden.

»Alles gut soweit. Und bei dir?«

Ich wurde nicht schlau aus ihm. Hatte er Langeweile? Wollte er mit mir über irgendetwas sprechen, aber wusste nicht, wie er es anfangen sollte? Was wollte er bloß? Er schien nicht vorzuhaben, es mir zu sagen. Also fing ich wieder an.

»Ich habe ein schlechtes Gewissen, weil wir Julie anlügen«, gestand ich, weil mich das in letzter Zeit immer stärker belastete. Sie wusste weder, dass ich nach der Gartenparty bei ihm gewesen war, noch hatte ich ihr erzählt, dass Tarjos und ich im vergangenen Semester miteinander geschlafen hatten.

Tarjos öffnete die Augen und rappelte sich so auf, dass er nun seitlich zu mir lag und mir in die Augen sehen konnte, ohne geblendet zu werden.

»Du darfst dir nicht immer so viele Gedanken machen«, sagte er ganz ruhig. Es klang tatsächlich wie ein guter Ratschlag, nicht wie eine seiner blöden Mir-ist-alles-scheißegal-Antworten.

»Aber sie ist meine Freundin und ich hintergehe sie«, versuchte ich zu erklären.

»Sie wird es schon nicht erfahren. Und selbst wenn, sie kann doch niemandem lange böse sein.«

Mit dieser Antwort war ich genauso unzufrieden wie zuvor. Aber zumindest in Teilen hatte er Recht, Julie würde mir mit Sicherheit verzeihen. Aber war es dann nicht langsam mal an der Zeit, es ihr zu sagen?

»Das musst du entscheiden«, sagte Tarjos zu meiner Überraschung. Ich hatte angenommen, dass er vielleicht nicht wollen würde, dass sie es erfuhr. Aber scheinbar war es ihm gleichgültig. Oder zumindest hatte er nichts dagegen. Ich wusste nicht so recht, wie ich das finden sollte.

»Aber so richtig etwas zu erzählen, gibt es da ja auch nicht«, sagte ich schließlich. Ich wollte noch hinzufügen, dass es nichts von Bedeutung war, entschied mich jedoch dagegen. Schließlich wollte ich Tarjos nicht verletzen. Auch wenn ich mir gar nicht sicher war, ob ihn überhaupt irgendetwas oder irgendjemand verletzen konnte.

»Aber sei so gut und lass mich es ihr sagen, wenn ich mich irgendwann dazu entscheide, okay?«, bat ich Tarjos vorerst zu schweigen.

»Ich werde mein Bestes geben«, versprach er gespielt vornehm und legte sich auf den Rücken.

Nach kurzer Zeit meldete er sich wieder zu Wort. »Musst du nicht langsam los?«

»Du liegst auf meiner Decke«, gab ich zurück, woraufhin ich lediglich ein Grinsen als Antwort erntete.

Einen Augenblick später war er aufgesprungen und reichte mir die Hand, um mir aufzuhelfen. Am liebsten hätte ich abgelehnt und betont, dass ich das auch ohne Hilfe schaffen würde, aber ich wollte ihn nicht zurückweisen. Immerhin war er die letzten Minuten nicht unfreundlich gewesen. Das verbuchte ich als Fortschritt.

Auf dem Weg zum Kurs versuchte ich, die Situation auf der Wiese Revue passieren zu lassen, es gelang mir jedoch nicht, Tarjos' Verhalten einzuordnen. Der Kerl war wie immer schwer zu durchschauen. Vielleicht hatte er einfach eine